

Christian Filips

Sonntag Reminiszere, 25. Februar 2024, 18 Uhr

Kanzelrede: Fastenpredigtreihe II: HABGIER& NEID / Avaritia & Invidia

KAPITAL UND INTERESSEN

Was für eine seltsame Arie! Stammt sie tatsächlich von Johann Sebastian Bach? Und ist das wirklich der originale Text oder eine spätere Parodie, Umdichtung, Überschreibung?

*Kapital und Interessen,
Meine Schulden groß und klein,
Müssen einst verrechnet sein.*

Ja, so lautet wirklich das historisch verbürgte Libretto zur Tenor-Arie der Kantate „Tue Rechnung, Donnerwort!“. 1715 dichtet Salomo Franck, studierter Jurist und Theologe, in seinem *Evangelischen Andachts-Opfer* diese seltsam aus ihrer Zeit in unsere Gegenwart hineinfallenden Verse. Kapital und Interessen – klingt das nicht wie eine zeitgenössische Übersetzung der beiden Todsünden, um die es in diesem Gottesdienst gehen soll: Avaritia und Invidia? Habgier des Kapitals. Das zweckorientierte Interesse. Dagegen gewendet, als denkbare Tugenden: Das Besitzlose, das Interesselose, das nicht an Zwecke gebunden ist.

„Religions are poems“ hat der australische Dichter Les Murray einmal geschrieben und damit alle Weltreligionen gemeint: „They concert / our daylight and dreaming mind, our emotions, instinct, breath and native gesture / into the only whole thinking: poetry. / Nothing’s said till it’s dreamed out in words / and nothing’s true that figures in words only.“ Frei übersetzt: „Religionen sind Gedichte. Sie versammeln / unsern Sinn für Tag und Traum, / unsere Gefühle, Instinkte, das Atmen, unsere angeborenen Gesten / zum einzigen Denken, das aufs Ganze geht: zur Dichtung. / Nichts ist gesagt, bis es ausgeträumt ist in Worten / und nichts ist wahr, was nur in Worten erscheint.“

Als zuständiger Beamter des Münzkabinetts in Weimar war Johann Sebastian Bachs Dichter Salomo Franck mit ökonomischen Vorgängen vertraut. Als Jurist hat er die theologische Frage der Schuld monetär als Schulden gedeutet. Wie Kapital und Interessen verrechnet werden, so sollen seiner pietistischen Vorstellung nach auch die moralischen

Taten, „meine Schulden, groß und klein“ verrechnet werden. Diese Verse machen eine Rechnung mit Gott auf. Aber ist Gott ein Ökonom?

Unter Verrechnung versteht die Fachsprache der Buchhalter den Ausgleich gegenläufiger Forderungen. Das Verrechnen: schon im ökonomischen Sinn ein diffuser Begriff. Zwei ökonomische Größen rechnen ab, an, auf, gleichen aus. Sobald Gott Kapital hat und Interessen verfolgt, wird er zur ökonomischen Größe erniedrigt, zur Verhandlungssache einer Ordnung, nach der sich die weltlichen Interessen formieren. Salomo Francks Verse zeugen von einem damals entstehenden, heute im Hoheitsgebiet der Künstlichen Intelligenzen fortgesetzten Glauben an den Markt als gerechtem Gott, an dem sich Praktiken und Techniken des Verrechnens zu bewähren hätten. Die Zahlen, Daten und Codes als göttliche Sprache. Der neoliberale, auf Erbrecht und ungleiche Verteilung der Güter basierende Kapitalmarkt als Vollstrecker einer vorbestimmten, göttlichen Ordnung, in der am Ende, nach dem Tod, alles gerecht verrechnet wird:

*Alles, was ich schuldig blieben,
Ist in Gottes Buch geschrieben
Als mit Stahl und Demantstein.*

Am Ende wird abgerechnet. Das Donnerwort ertönt. Und alle Schulden werden im Schuldbuch bilanziert. Kein Zweifel darüber, ob die Zahlen stimmen. Sie sind in sogenannte ewige Werte eingeschrieben, in Wertaktien, Stahl und Demantstein. Der Markt kennt kein Entrinnen, bis alles beglichen, bezahlt, vergeben ist. Aber macht diese Gleichung nicht einen Rechenfehler? Ich fürchte, es hat sich wer verrechnet bei der von unsichtbarer Hand ausgestellten Rechnung eines gerechten göttlichen Marktes.

Die Arie „Kapital und Interessen“ bezieht sich, wie der Evangelientext des heutigen Gottesdienstes, auf das Lukas-Evangelium, und damit auf einen Text, in dem Fragen nach den Besitzverhältnissen, nach Arm und Reich, nach Habgier und Neid weitaus stärker verhandelt werden als in allen anderen Evangelien. Das Gleichnis von der falschen Selbstsicherheit des reichen Mannes hat (neben anderen Quellen) ab dem 6. Jahrhundert die Kanonisierung der Habgier als eine der Todsünden begründet. Als ich den Text wieder las, wurde mir zunächst bewusst, dass wir es hier mit einem poetischen Text voller Widersprüche zu tun haben, mit einem Text, der Resultat vielfacher Übersetzung und Kopie ist. Entstanden sein soll er wohl zwischen 80 und 90 nach Christus. Die erste vollständige Überlieferung findet sich auf einem im 3. Jahrhundert beschriebenen, im ägyptischen Pabau gefundenen Papyrus, die Kopie einer Kopie des verlorenen Originals. Was ist bekannt

über den Dichter Lukas, dessen Darstellung sich hoch über Ihnen im Deckenmosaik der Kuppel befindet, hier im Berliner Dom gezeigt mit Schreibfeder, Tintenfass und Buch bei der Arbeit, als weißer, grauhaariger Gelehrter, von einer lila Wolke umsäumt? Es gilt heute als wahrscheinlich, dass Lukas syrischer Abstammung war. Womöglich kam er aus dem syrischen Antiochia am Orontes, damals drittgrößte Stadt der Welt, heute in Erdschichten unter dem türkischen Antakya vergraben. Die Muttersprache des Lukas war – den überlieferten Texten zufolge – die altgriechische Gemeinsprache seiner Zeit, die Koine, versetzt mit einem ausgefeilten hellenistischen Sprachschatz, der eine Vertrautheit mit den Schriften von Homer, Platon oder Euripides, aber auch ein Wissen um jüdisch-rabbinische Traditionen zeigt. Die Bibelforschung weiß nicht, ob Lukas ein Judenchrist oder ein Heidenchrist war. Aber die Adresse seiner missionarischen Gleichnisse galt den hellenistischen Griechen, die noch keine Christen waren und Geld hatten. Ihnen trägt er das Gleichnis wider die Habgier vor.

Was genau erzählt die Parabel des Evangeliums? Einer aus dem Volk tritt hin zu Jesus und hat ein kapitaless Interesse anzumelden. „Didaskale“ ruft er ihn an, altgriechisch für Magister, Lehrer, aber auch die griechische Übersetzung für das hebräische Wort Rabbi. Der Mann aus dem Volk hält Jesus für einen Rechtsgelehrten, der ihm helfen soll bei seiner Erbangelegenheit. „Sage meinem Bruder, dass er sein Erbe teilen soll.“ Das jüdische wie das griechische Erbrecht jener Zeit bedenkt nur die ältesten Söhne, die Erb- und Bürgerrecht besitzen. Jüngere Söhne – wie jener, der sich hier beklagt – gingen leer aus. Jesus lehnt jede Zuständigkeit ab. Er adressiert den Fragenden als *anthrôpe*, als Mensch also, und enthebt ihn damit der Logik, Sohn seines Vaters zu sein und sich über sein Bürgerrecht oder seine Familienzugehörigkeit zu definieren. Er ist nichts als Mensch. Und als Mensch ist er kein Bürger, kein Sohn, kein Erbe. Luther übersetzt Jesus' Antwort: „Wer hat mich zum Richter oder Erbschlichter über euch gesetzt?“ Er führt hier den juristischen Begriff der Erbschichtung ein, der aus dem römischen Recht stammt, das auch den jüngeren Söhnen einen Pflichtteil zuspricht. Indem Jesus die Zuständigkeit verweigert, erklärt er sich als nicht zuständig für Kapital und Interessen. Dann wendet er sich an die Menge und warnt vor der *pleonexia*, was Luther sehr frei als Geiz übersetzt und in heutigen deutschen Bibelversionen *Habgier* heißt. Das Wort *Pleonexia* gibt Lukas als Leser der griechischen Philosophen zu erkennen. In der Nikomachischen Ethik definiert Aristoteles *Pleonexia* als Grund aller ungerechten Handlungen. Thomas Hobbes erläutert in seiner staats-theoretischen Schrift *Leviathan*, in der die Habgier der mächtigen Päpste beschrieben wird, den Begriff so: „The greeks call the violation of the law of nature *πλεονεξία*; that is, a desire of more than their share.“

Mehr als seinen Teil zu beanspruchen, davor lässt Lukas – in Übereinstimmung mit den griechischen Philosophen – Jesus das Volk warnen. Überraschend ist aber dennoch, dass Jesus die Frage nach einem gerechten Erbrecht rundheraus ablehnt. Luther übersetzt, auch im Hinblick auf die revolutionären Bauern seiner Zeit, etwas relativierend. „Denn niemand lebet davon, dass er viel Güter hat“. Bei Lukas ist der Gedanke aber noch radikaler gefasst: Keiner lebt von Besitz überhaupt. Leben nämlich begründet sich bei Lukas gar nicht in Kapital und Interessen, sondern in dessen Gegenteil: Besitzlosigkeit, Zweckfreiheit. So wie die Vögel auf dem Felde, die nichts besitzen und doch von Gott genährt sind. Besitzverhältnisse lehnt Lukas ab, er glaubt an ein Ideal der Gütergemeinschaft. Darum lässt er Jesus sagen, dass er für Erbsachen nicht zuständig sei. Auch nicht für die Frage einer gerechten Verrechnung oder Verteilung des Erbes zwischen den Brüdern. Gott ist im Lukas-Evangelium kein Markt.

Lukas lässt Jesus zur näheren Begründung die Parabel vom reichen Mann erzählen, der eine Scheune bauen will, um seine Ernte darin zu sammeln. Dieser Mann, ein reicher Bauer vielleicht, vertritt eine nach den Grundsätzen der antiken griechischen Philosophie vernünftige Position, die auch heute von Vielen geteilt würde: Er hat sich eine Immobilie zugelegt. Ein Feld gekauft. Sein Feld bestellt. Investiert. Er will sich versichern, Vorräte anlegen. Der Mann sorgt vor, indem er Kapital und Interessen bedenkt. Und er beginnt ein Gespräch seiner Seele mit sich selbst. Die Seele erklärt guten Mut und Seelenruhe zu ihren obersten Prinzipien, das Ideal der antiken Ataraxie. Dagegen lässt Lukas den Gott der Christen auftauchen, dessen bedrohliche Botschaft ist: Noch diese Nacht wird man deine Seele von dir zurückfordern. Was nützt dir dann all das Ererbte, Ersparte, Versammelte? Dann gilt nur noch der Reichtum in Gott. Und dieser Reichtum ist nicht identisch mit der Logik des Verrechnens. Die Botschaft der Parabel lautet also, entgegen der Auslegung in Bachs Arie: Die göttliche Ökonomie ist nicht die des Kapitals und der Interessen. Und die Taten lassen sich weder in ein Schuldenbuch noch in ein Sündenregister eintragen. Aber der unbewusste Glaube daran, dass der Markt göttlich sei und Gott marktförmig, dieser Glaube ist auch bei Atheisten weit verbreitet.

In der ebenfalls von ihm verfassten Apostelgeschichte (Apg. 4,32-35) entwirft Lukas ein Gegenmodell zu einem Gott, dessen Schöpfung sich in Kapital und Interessen erschöpft. Hier entwickelt er seine Vision der urchristlichen Gemeinde als Gütergemeinschaft: „Und die Menge der Gläubigen war ein Herz und eine Seele; und auch nicht einer sagte, dass etwas von seinen Gütern sein eigen sei, sondern alle Dinge waren ihnen gemeinsam.“ *Koinonia*, „ein Herz und eine Seele“, *hapanta koina*, „sie hatten alles gemeinsam.“ Nimmt man die Parabeln des Lukas-Evangeliums zum Maßstab und hört man auf die Botschaft

seiner Apostelgeschichte, so hat sich die christliche Kirche spätestens seit dem 4. Jahrhundert der Todsünde der Habgier schuldig gemacht. Es genügt ein Blick in die Architektur dieses Doms, um sich die koloniale Machtgebärde einer Kirche vor Augen zu führen, die sich als Staatskirche versteht. Im Kuppelmosaik findet sich, unweit vom Evangelisten Lukas, der vor einem missionarischen Jesus im wilhelminischen Staatsdienst knieende afrikanische Mann, vielleicht aus den deutschen Kolonien jener Zeit, aus Kamerun oder Namibia, der sich der weltlichen Kapitalmacht im Kirchendienst unterwirft. 1905, im Jahr, als der Berliner Dom eröffnet wurde, hat das deutsche Kaiserreich am Kilimandscharo die Maji-Maji niedergemetzelt, ein Jahr zuvor im heutigen Namibia den Völkermord an den Herero und Nama begangen. Zwei historische Beispiele für die Habgier der Staatskirche. Nichts aber ist weiter entfernt von der Botschaft des Lukas-Evangeliums als eine Staatskirche. Die ökonomisch radikale Ordnung, die Lukas verkündet – Verzicht auf Kapital und Interessen – leben wie die Vögel auf dem Felde – das alles war nicht auf Dauer angelegt. Lukas erzählt als einziger Evangelist von der Gütergemeinschaft der Jerusalemer Urgemeinde und wirft in seiner endzeitlichen Radikalität die Frage nach dem Kollektiveigentum auf. Hapanta koina. Alles allen gemeinsam. Wie alle ersten Christen, so nahm auch Lukas an, dass die Apokalypse gemäß der Prophezeiung unmittelbar bevorstehe, dass Jesus bald zurückkehre und dass sich dann ein göttliches Wissen enthülle. Auch die gehörte Parabel enthält einen Verweis auf den Schrecken des Welten-Endes: „Noch diese Nacht wird man deine Seele von dir zurückfordern.“

Wenn aber die Welt ohnehin untergeht, wozu dann vorsorgen, sparen, anhäufen? Die in der urchristlichen Gemeinde verbreitete Vorstellung des nahen Weltuntergangs hat heute wieder viele Anhänger. Allerdings überwiegt die Untergangslust, es fehlt der Glaube an eine andere ökonomische Ordnung, die danach kommen könnte. „Es ist“, so der Kulturwissenschaftler Frederic Jamson, „einfacher, sich das Ende der Welt vorzustellen, als das Ende des Kapitalismus“. Es liegt an den Menschen, die Dinge anders auszudenken, umzudichten, auszulegen. Das lukanische Gleichnis von der Habgier fordert dazu auf, sich eine Ökonomie der Zukunft auszudenken, die aus den Worten Taten werden lässt. Der Mann aus dem Volk soll nicht auf seinem Erbe bestehen, der reiche Bauer nicht nur für die eigene Seelenruhe scheffeln, sondern dem Gemeinwesen dienen. Was daraus für die Gegenwart folgen könnte? Wie wäre es, das Erbrecht abzuschaffen, die Privatisierung von öffentlichen Gütern (wie etwa Wohnraum) zu stoppen, die Kirchenräume nicht meistbietend zu verscherbeln, sondern als öffentliche Orte in der Tradition der lukanischen Gütergemeinschaft zu begreifen, auf missionarischen Paternalismus zu verzichten und Gott nicht als schlechte Metapher für Kapital und Interessen zu missbrauchen? Das wäre doch

ein Anfang. Oder um es mit dem Dichter Novalis zu sagen: „Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren / Sind Schlüssel aller Kreaturen / (...) Dann fliegt vor Einem geheimen Wort / Das ganze verkehrte Wesen fort.“

